

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Vogelsberg, Ludwig vom: Das Versprechen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Das Versprechen.

Von L. vom Bogelsberg.



Die sonnigen Märztagte des Jahres achtzehnhundertfünfzehn gingen ihrem Ende zu. In dem Pfarrgarten des Dorfes Nebenberg im mitteldeutschen Bergland begannen allgemach die ersten Boten des Frühlings die grünen und bunten Köpfe zu recken, denn die Sonne schien warm und meinte es gut mit ihnen. Sie schien es auch gut zu meinen mit dem blassen, hochaufgeschossenen Menschen, der, eine Decke über den Knien und die knappe Uniform der hannoverschen Legion erst über der Brust geschlossen, auf einer Bank am Ende des Gartens saß und teilnahmslos ins Leere starrte.

Er schien auf nichts zu achten, was um ihn vorging. Seine Augen hatten etwas seltsam Abgestorbenes wie bei einem Menschen, der eine Gemeinschaft mehr mit der bunten lachenden Welt hat.

Hinter ihm am Zaun raschelte es, er wandte sich nicht um. Selbst als das Geräusch aufällig laut wurde, schien er keine Notiz davon zu nehmen und starrte weiter auf die Sonnenringel zu seinen Füßen.

Da Klang's hinter ihm, zaghaft und unternehmend zugleich: „Hubert!“

Mit einer langsamen, müden Bewegung wandte der Kranke den Kopf. Und mit denselben gleichgültigen Augen betrachtete er sein Gegenüber.

Es war ein vielleicht siebzehnjähriges Mädchen, schlank und doch zierlich, mit braunem Lockenkopf. Keine außergewöhnliche Schönheit, aber lieblich in seinem ganzen Außern. Das lässliche Gesicht mit dem kecken Räschen und den halb fröhlichen, halb ernstern braunen Augen zeigte ein reines Inkarnat, zu dem der kleine, zerkrohte Mund in angenehmem Gegensatz stand. Für ein Landmädchen war sie zwar einfach, aber mit einer gewissen Eleganz gekleidet und zwar sie keinen Schmuck trug, sah man ihr doch an, daß sie etwas auf sich hielt. Ein großer breitrandiger Strohhut hing ihr an albenfarbigem Band im Arm.

„Guten Tag, Elsbeth!“ sagte Hubert Knorr gleichmütig.

Der Ton schien das junge Mädchen zu beunruhigen, wie ein leichter Schatten verriet, der über ihr Gesicht lief. Aber sie ließ sich nichts merken, sondern reichte ihm herzlich die Hand über den Zaun.

„Wie geht es dir heute, Hubert?“

Der Kranke zuckte leicht die Schultern. „Ich danke dir für deine Freundlichkeit, Elsbeth; wie immer.“

Ihr Gesicht nahm einen energischen Zug an, als wollte sie ihm eine heftige Antwort geben. Dann aber zeigte sie eine komisch-ernste Miene. „Schäm Er sich, Herr Wachtmeister! Wie mir der Doktor sagt, ist Er ganz gesund und nur Seine dummen Ideen machen Ihm das Leben sauer!“

„Elsbeth!“

Sie fuhr zusammen bei diesem Ton, so viel Zorn und schneidendes Weh lag darin. Und rasch nahm sie seine Hand.

„Verzeih, Hubert, ich wollte dich gewiß nicht kränken. Aber denk an deine Eltern, die mehr leiden als du. Wir alle würden dir von Herzen gern helfen, könnten wir's; aber die Toten sollten nicht länger ein Recht an dein Leben haben.“

Hubert Knorr, der ehemalige Wachtmeister der hannoverschen Legion, sah an dem Mädchen vorbei. Dort hinten tauchte zwischen dem noch kahlen Geäst der Obstbäume die Spitze eines Turmes auf. Dort lag Schloß Nebenberg.

Elsbeth war seinen Augen gefolgt und wieder war sie ein wenig blaß geworden. Aber ehe sie sprechen konnte, nahm Hubert wieder das Wort.

„Wenn es Tote wären, Kind,“ sagte er leise. Die Kleine war jetzt dicht an den Zaun gekommen, und in ihren Augen brannten Zorn und Angst zugleich.

„Hubert, ich kenne dich nicht mehr! Kannst du denn nicht begreifen, daß du in dein Unglück gerannt wärest, dich ins Verderben gestürzt hättest mit — mit dieser da drüben.“ Sie machte eine Bewegung nach dem Schlosse hin. „Und diese Wehleidigkeit steht dir nicht, gar nicht. Ich achte den Schmerz, aber er muß einen wahrhaften Grund haben. Wie du dich aber jetzt gibst, bist du kein Mann mehr.“

Der Wachtmeister lächelte bitter.

„Für wen sollte ich Mann sein? . . . Du kannst es nicht wissen, Elsbeth, wie ich Berta von Nebenberg geliebt habe. Und nur den einen Wunsch hab' ich: dem, der sie mir nahm, noch einmal zu begegnen.“

Er sah nicht, wie das Mädchen blaß und zitternd vor ihm stand.

„Und dann,“ fragte sie endlich, „und dann — wirst du wieder um sie werben?“

Die Frage schien ihn dermaßen zu verblüffen, daß er sie ratlos ansah.

„Ja — nein — ich weiß es nicht . . .“ stotterte er endlich.

Da schien die Kleine wieder Mut zu gewinnen.

„Also nur Rache nehmen wolltest du an ihrem Gatten! Warum? Du weißt es nicht. Weil sie schlecht war und dich verachtete?“

„Sie war nicht schlecht!“ sagte Hubert Knorr heftig. „Wie konnte sie dem Werben dieses Mannes widerstehen?“

Die Kleine reckte sich auf und der Zorn sprühte aus ihren hübschen treuen Augen.

„Genau so wie ich. Auch mir hat dieser Monsieur den Hof gemacht auf Tod und Leben. Und wie er seine Backpfeife hatte, da hat er sich ein anderes Feld gesucht und dort mehr Erfolg gehabt!“

„Dir? Dir hat er den Hof gemacht? Der Chevalier de Lingès?“

Ein so grenzenloses Erstaunen sprach aus seinen Mienen, daß Elisabeth die Röthe der Entzündung ins Gesicht schlug.

„Ja, mir! Oder findest du das so verwunderlich? Etwa weil ich nicht Baronesse, sondern nur die Tochter des Schulmeisters von Rebenberg bin?“

Er starrte sie noch immer an. „Dir hat er den Hof gemacht?“ wiederholte er.

Sie faßte mit ihren kleinen Händen über den Zaun hinüber und rüttelte ihn in ihrem Zorn an den Schultern.

„Ja, noch einmal: mir. Und damit du's weißt: ich halt' mich für besser als die da drüben, als diese Berta!“

Immer noch voll Staunen sah er sie an, und sah mit einem Male, wie hübsch sie war in ihrem Zorn. Da kam's ihm zum Bewußtsein, daß er sie in ihrem weiblichen Empfinden bitter gekränkt hatte.

Mit einem schwachen Lächeln nahm er ihre Hand.

„Bergib mir, Elisabeth. Nicht um deiner Person willen wundert es mich, daß der Welsche um dich ging. Aber ich sah die Dinge von meinem Standpunkt aus und begriff nicht, daß man neben Berta noch jemand gern haben konnte.“

„Gern haben? Wer sagt dir denn, daß mich dieser Monsieur gern hatte?!“ fuhr das Mädchen wieder auf. „Einen Zeitvertreib, ja, den wollt' er haben. Und dafür erschien ich mir als deutsche Frau zu gut.“

Sie hatte Huberts Schultern losgelassen und sah ihn feindselig über den Zaun herüber an. Er aber faßte jetzt ihre Hand und sagte warm:

„Das war ein gutes Wort, Elisabeth, und ich will dir's gedenken. Und nun komm herüber, damit ich dir sagen kann, was an mir frißt. Du bist der erste Mensch, der davon hört.“

Er ging zum Hinterpförtchen, klinkte es auf und führte die immer noch widerwillige Elisabeth herein. Eine Weile saßen sie still nebeneinander auf der Bank, das Mädchen rasch atmend und etwas blaß, er wieder mit seiner alten gleichgültigen Miene.

„Die Geschichte ist nicht lang,“ sagte Hubert endlich. „Du kennst sie ja fast schon. Wir sind

ja immer zusammen gewesen, du und Berta und ich. Und schon als kleiner Junge hab' ich an der Berta gehängt, trotzdem sie ein paar Jahre jünger war. Sie schien das ganz recht zu finden, und wie wir so allgemach älter wurden, da hatte es den Anschein, als sollten wir immer zusammenbleiben. Ich darf es offen sagen: nie ist von meiner Seite ein unlaunterer Gedanke in dieser Liebe gewesen. Und wenn sie ein armes Mädel gewesen wäre, anstatt die Tochter des Herrn von Rebenberg, dann hätte es auch nicht anders sein können.“

Hubert schwieg eine Weile und sah starr vor sich nieder. Dann fuhr er fort: „Ich glaube, sie sah meine Bewerbungen nicht ungern, aber ich wurde aus ihrem Wesen nicht klug. Bald war sie lieb und gut, bald zeigte sie sich launisch und hochmütig, daß ich mich fast von ihr abgestoßen fühlte. Dennoch schien es — das sind nun zwei Jahre her —, als ob sie auf einmal andern Sinnes geworden sei und mir herzlicher anhängte denn je. Ich wagte mein Glück kaum zu begreifen, so wühlte die Erkenntnis alles in mir auf.“

Der Erzähler schwieg und fuhr sich mit schwerer Hand über die Stirn. Seine Sprache war schleppend und müd geworden.

„Da kamen sie, die Franzosen, diese Pest der Welt. Und hier ließen sie sich häuslich nieder wie überall im Vaterland. Auf dem Rebenberg wurde der Chevalier de Lingès einquartiert. Du kennst ihn ja, ihn und seine Eigenschaften. Von Stund an war mir die Ruhe genommen. Der alte Rebenberg, vorher schon ein lauer Charakter, ein schwankes Rohr, warf sich dem Welschen ganz in die Arme, als ob er nie ein Deutscher gewesen wäre. Das verletzete mich tief. Während ich früher dort drüben wie das Kind vom Hause war, mied ich jetzt das Schloß. Unter tausend Qualen, denn damit mußte ich auch Berta meiden. Auf Weg und Steg lauerte ich ihr dafür auf, und wenn ich sie traf, war selten genug geschah, beschwor ich sie bei unjerner Liebe um ein gutes Wort, um eine endgültige Zusage. Aber sie hatte nur wieder ihr früheres kaltes Wesen für mich. Schließlich lachte sie mich aus, und endlich zeigte sie sich nur noch in Begleitung des Chevaliers.“

„Ich war der Verzweiflung nahe, sah ich doch wie der Sanskulott sich an meiner Qual weidete bis es mir zum Bewußtsein kam, daß sie ihre Mitteilung gemacht haben mußte von der Lage der Dinge. Halb sinnlos vor Zorn und Angst lauerte ich ihr auf und stellte sie zur Rede. Sie lachte mich aus: was ich mir wohl einbildete; ob ich mit dem Herrn de Lingès Konkurrenz treten wollte. Und ein Mann ist ich überhaupt nicht, sonst wäre ich längst unter den Fahnen — des Kaisers. Ich war rasend. Ich schwor, ihr den Willen zu tun und unter

die Waffen zu treten. Sie sah mich mit seltsamen Augen an: wir wollen sehen, wenn du wiederkommst!

„Ich ging. Der Zorn fraß mir am Herzen. Aber nicht unter den Adlern des Tyrannen hab' ich gekämpft, sondern mit den Engländern. Und hab' damit meinem Vaterland gedient nach Kräften.

„Das Land wurde frei. Ein jauchzender Frühling war überall. Da kam ich heim. In zitterndem Hoffen auf ein nahes riesengroßes Glück . . .

„Und dann war ich daheim und weiß nichts mehr. Nur noch stehen seh' ich mich vor Vater und Mutter und seh' ihre bangenden Gesichter bei meiner Frage. Berta von Nebenberg ist schon vor Jahresfrist dem Chevalier als Gattin nach Frankreich gefolgt . . .

„Wochenlang hab' ich mich im Fieber gewunden. Und nach dem Erwachen hab' ich versucht, sie zu hassen, und es ist nicht gegangen. Nur tot ist etwas gewesen in mir, ganz tot. Wird nie mehr zum Leben erwachen. So leb' ich dahin ohne Zweck und Ziel . . .“

Die Erregung, die ihn bei den letzten Worten der Sprüherin, hatte eine schwache Röte in sein mageres Gesicht getrieben, während das Mädchen mit zusammengepreßten Lippen neben ihm saß. Lange saßen sie so wortlos nebeneinander, bis die scharfe, finstere Falte sich aus der Stirn des Mädchens löste und einem lieben, gütigen Lächeln wich.

Leise nahm sie die Hand Huberts. „Sie hat recht gehabt, die Berta, du bist kein Mann!“

Er fuhr auf und sah sie zornig an. Sie aber hielt den Blick fest aus.

„Jeder hat seine Pflicht im Leben, Hubert. Und du verträdest deine Tage mit wertlosen Gedanken. Nein, fahr nicht auf! Ich will dich eins fragen, noch einmal, und sieh mir dabei offen ins Gesicht: wenn dir heute jemand Berta zuführte aus den Armen des Chevaliers, was würdest du tun?“

„Laß die Fragen, Elsbeth,“ sagte er müde.

Mit zornsprühenden Augen sprang sie auf. „Nein, ich laß' sie nicht! Du bist ein Hasenfuß, der sich vor seinen eigenen Gedanken fürchtet, aber kein Mann. Ich verachte dich, du —!“

Wie ein seltsames Ereignis sah Hubert Knorr diese in hellem Zorn stehende kleine Person an. Die braunen Locken rieselten ihr halb über das Gesicht, das leicht gerötet war, und den großen Strohhut schaukelte sie angriffslustig in dem wunden Arm.

Immer größere Augen machte der ehemalige hannoversche Wachtmeister, und sein Staunen löste sich auf einmal in die Worte: „Der Chevalier hat doch einen guten Geschmack gehabt, als er dir zu Gefallen ging, Elsbeth!“

„Findest du auf einmal?“ fragte die Kleine spöttisch, während ihr doch die Genugthuung anzumerken war.

„Ja, ich finde,“ sagte Hubert Knorr ruhig und betrachtete sie weiter, wie man ein schönes Bild betrachtet, „du bist wirklich sehr hübsch. Merkwürdig, daß ich das nicht früher bemerkt habe, wir haben doch lange genug als Kinder zusammen gespielt.“

„So, sieh an, was du noch alles für Entdeckungen machst!“ spottete das Mädchen. „Aber bilde dir nicht etwa ein, daß ich Wert auf dieses Bekenntnis lege!“

Damit drehte sie sich um und ging mit gemacht stolzen Schritten aus dem Garten.

Mit sich selbst unzufrieden sah ihr Hubert nach; er hatte sicherlich das Mädchen verletzt, und das tat ihm leid. Aber da kam schon wieder ihre Stimme vom Zaun her.

„Du, »Mann«, beinah hatt' ich vergessen, dir eine Bestellung von Vater auszurichten: Blücher ist über den Niederrhein gegangen, es geht wieder los . . .“

Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Hubert Knorr auf. All die Schlappheit der letzten Tage schien wie fortgeblasen.

„Elsbeth!“ schrie er, „Elsbeth!“

Aber die war längst davongelaufen.

Da ließ der lange Wachtmeister seine Decke fallen, rannte wie besessen ins Haus und stürmte in die Stube des Pfarrers, der gerade über einem Schriftstück saß.

„Vater,“ rief er und die Erregung verschlug ihm fast den Atem, „Vater, ist das wahr? Der Marschall Vorwärts marschirt gegen die Welschen?“

Der alte behäbige Herr nahm gemächlich die Brille von der Nase und lächelte.

„Ei, ei, sieh an, wie rasch doch Krankheiten heilen können! Ja, es muß wohl wahr sein, denn die jungen Leute gehen zu ihren Fahnen.“

Der Pfarrer sah wohlgefällig seinen langen Sohn an.

„Und du, mir scheint, du willst auch nicht müßig bleiben?“

Ein sonderbarer Zug lief über des Jungen Gesicht.

„Nein, Vater, am liebsten ging ich heute noch, jetzt auf der Stelle. Ich hab' dort manches wettzumachen.“

Fragend sah der Pfarrer seinen Sohn einen Augenblick an; dann aber wurde er sehr ernst und trat nahe an ihn heran.

„Du tußt unrecht, mein Kind, denn ich weiß, was du meinst. Dich rußt das Vaterland und nicht persönliche Rache.“

Betreten sah Hubert Knorr nach der Seite.

„Du kannst mir nicht nachfühlen, Vater, was es heißt . . .“

Aber der alte Herr unterbrach ihn mild.

„Ich weiß es, Hubert, und ich verdamme dich nicht darum, denn dein Wille war gut. Aber jetzt sind alle Gedanken zwecklos. Und ich möchte fast sagen: ich bin froh, daß es so kam. Denn unter diesen Frauenhänden wäre dein Leben zerbrochen!“

„Vater . . .“ schrie der junge Mensch auf.

Pfarrer Knorr legte die Arme um die Schultern seines Sohnes.

„Du wirst darüber hinwegkommen, Hubert, leicht und sicher, wenn du zur Erkenntnis gekommen bist, wohin dich dieser Weg geführt haben würde. Die Worte mögen dir weh tun, aber ich will, daß du mit reinem Herzen in den Kampf ziehst, daß du eins bist mit der großen Sache und das Vaterland nicht zum Büttel deiner selbstfüchtigen Wünsche machst.“

Hubert Knorr hatte den Vater ausreden lassen. Nun stand er da mit schlaff herunterhängenden Armen.

„Dann hat das alles keinen Zweck . . .“ sagte er endlich mühsam.

Der Pfarrer sah, daß hier vorläufig Zureden nichts half. So ließ er ihn denn los und sagte nur freundlich: „Geh und such dich zu besinnen!“

Mit müden Schritten verließ Hubert das Zimmer. Draußen traf er auf seine Mutter. Mit ihrem freundlichen runden Gesicht sah sie ihn an.

„Nun, Hubert?“

„Ich bleibe.“

Mit einem Gemisch von Unmut und Erleichterung sah sie ihn an.

„So? Nun, wie du willst!“

Und während er zur Tür hinausging, sah sie ihn noch einmal mit besorgtem Gesicht nach.

So vergingen ein paar Tage. Was gesunde Arme und Beine hatte, hatte Rebenberg verlassen, um sich der preussischen Armee anzuschließen. Nur Hubert Knorr war geblieben; aber man machte ihm keinen Vorwurf daraus, ließ es wenigstens nicht offen merken. Denn er hatte wacker sein Teil schon zur Befreiung beigetragen, und da er der einzige Sohn des Pfarrers war, gönnte man dem alten Herrn die Freude.

Hubert ging nicht ins Dorf. Wie immer saß er hinten im Garten auf der Bank, womöglich noch trübseliger wie sonst.

Da kam eines Morgens Elisabeth wieder an dem Zaun vorbei. Hubert sah sie kommen, und mit einer gewissen Neugier sah er ihr entgegen. Aber sie streckte das kecke Näschen in die Luft und schritt an ihm vorbei, ohne ihn zu beachten.

Er war so überrascht, daß sie schon ein ganzes Stück weit fort war, bis er sich besann.

„Elisabeth!“ rief er hinter ihr her.

Gemächlich drehte sie sich um und tat gewaltig erstaunt.

„Ach so, — du bist's?!“

„Ja, ich. Und daß du an mir vorbeigehst . . .“

Das Mädchen erschien ihm sehr liebenswürdig. „Das darfst du mir nicht übelnehmen. Ich dachte nicht, daß von den jungen Leuten noch jemand hier wäre.“

Hubert Knorr machte ein etwas dummes Gesicht. Wollte ihn die Kleine foppen?

„Ja, ich bin noch hier,“ sagte er endlich, „und sehe, daß dir dies nicht eben angenehm zu sein scheint!“

„Mir? Was sollte wohl mir daran liegen!“

Trotzdem er ärgerlich war, gefiel ihm das Mädchen, so wie es dastand in seiner frischen lieblichen Schönheit. Und statt einer schroffen Antwort sagte er nur: „Mein Vater ist damit einverstanden, daß ich hier bleibe.“

Elisabeth legte die Hände auf den Rücken und sah ihn spöttisch an.

„Warum erzählst du mir das? Ich halt' dich nicht und heiß' dich nicht gehen. Träum ruhig weiter! Adieu!“

Sie warf sich mit einem Schwung herum, daß das Röcklein flog, und ging. Aber über Hubert Knorr kam auf einmal der Zorn.

„Du, Elisabeth,“ rief er heftig, „komm noch einmal her!“

Etwas betreten ob des barschen Tons folgte sie seiner Aufforderung und sah in sein bleiches Gesicht, in dem der Zorn glühte.

„Du,“ sagte er heftig atmend, „das sag' ich dir, du: laß die Reden. Und eins sollst du wissen, — ich geh', noch heute und ein weiteres: komm ich heil zurück, dann küß' ich die, die ich am liebsten hab', vor aller Augen!“

Schroff wandte er sich um und ging ins Haus. Das Mädchen sah ihm eine Weile mit schreckensbleichem Gesicht nach. Dann lehnte es das Köpfcgen gegen den Zaun und weinte bitterlich.

Hubert blieb fest. Noch am Abend fuhr er in einer leichten Kalesche davon. Aber es vergingen viele Tage, bis er nach Lüttich ins Hauptquartier kam. Ende April war er dort und meldete sich sofort bei dem Manenobersten von Lützow, dem alten Freischarenführer. Er wurde sehr freundlich empfangen, und da noch Platz in den Offiziersstellen war, erhielt Hubert Knorr, dank seiner Erfahrungen und Kenntnisse aus den früheren Feldzügen, den Rang eines Leutnants.

Er hätte nicht geglaubt, daß die kleine Szene im Garten so lange auf ihn einwirken würde. Aber immer, wenn er daran dachte, kam ihm der Aerger. Dabei vergaß er freilich nicht, sich auch das spöttische Gesichtchen Elisabeths vorzustellen. Aber mit der Zeit verschwand dieser spöttische Zug und es kam ihm vor, als sähe er nur noch die lieben freundlichen Augen, denen bei allem Spott das Weinen näher zu sein schien als das Lachen.

Den Gedanken, Berta von Rebenberg wieder

zusehen — oder Madame de Vinges, wie sie jetzt hieß, hatte er als hoffnungslos aufgegeben. Nur das alte Rachegefühl, der Wunsch, sich mit dem Erbfeind zu messen, beherrschte ihn stärker als je.

Da kam zu Anfang Juni der Marschbefehl. Der Kaiser stehe bereits in der Nähe und eine Schlacht sei binnen kurzem zu erwarten. Es war eine Ueberraschung für die Preußen, und in Eilmärschen rückten die Truppen einander näher. Aber die Verbindung der vier Korps gelang doch nicht völlig.

Hubert Knorr war in fiebernder Erwartung. Nun war's so weit. Fast zärtlich musterte er die schwere krumme Klinge an seiner Seite. Nun wahrst euch, Sanskulotten!

Napoleon stand bei Charleroi. Schon knatterten die Gewehre der Plänkler, donnerten die Geschütze der vorgeschobenen Truppenteile. Und dann standen sie einander gegenüber, Zieten hinter dem Bach der Ligny, in seinem Rücken das Korps des Generals Pirch.

Hubert Knorr sah sich zur Untätigkeit verurteilt. Da vorn brauste und dröhnte schon die Schlacht, der beißende Pulverqualm jagte in dichten Schwaden zu ihm herüber, aber die Reiterei hielt tatenlos hinter der Front.

Ein Adjutant segte vorbei: der Herzog von Wellington sei drüben bei Gneisenau; um vier Uhr werde er mit seinen Engländern hier sein.

In Hubert Knorr griff eine tiefe Niederlagenheit Platz. Nun würde er gar nicht mehr zum Dreinschlagen kommen, denn die Masse der Verbündeten mußte die Franzosen erdrücken, ohne daß die Reserven ins Treffen kamen.

Mittlerweile war's drei Uhr geworden. Da schienen mit einem Male Himmel und Erde zu brüllen, zu zittern und zu dampfen. Das ganze französische Heer holte zum Stoße aus gegen die preußischen Linien. Drüben um St. Amand geht der rasende Kampf. Das Dorf wird genommen und geht verloren, wird wieder genommen und wieder verloren. Der Himmel kämpft mit, denn unten über Ligny zucken die Blitze, rollt der Donner, strömen die Wasser. Ohne Entscheidung tobt das wütende Ringen. Und — Wellington kommt nicht . . .

Langsam senkt sich der Abend hernieder. Schon kann man die einzelnen Waffen nicht mehr recht unterscheiden, da kommt's wie ein Aufbrüllen von unten: Napoleon wagt den entscheidenden Stoß, die Garde rückt zum Sturm vor.

Da geht ein Ruck durch die Reitergeschwader, Adjutanten tauchen auf, ein Kommando. Und dann ein Flüstern: „Nun gilt's!“

Ein jubelndes schmetterndes Trompetensignal, und wie ein donnernder Sturm brausen Lützows Manen über das Feld, dahinter zwei weitere Regimenter. Und voraus, deutlich auf dem

leuchtenden Schimmel sich abhebend, mit hochgeschwungenem Säbel: Blücher.

„Vorwärts, Kinder, vorwärts!“

Wie ein Orkan donnert das Hurra über die Walstatt. Schon fallen die Klängen auf Franzosenschädel, schon hallt da und dort der Siegesruf — da kracht aus dem Hohlweg eine Salve unter die Tapferen. Hochauf bäumen die Pferde, wieder und wieder schlägt der Bleihagel unter die Reitermassen. Da wenden sie sich. Kürassiere hinter ihnen.

Hubert Knorr ist einer der letzten. Links und rechts schnauben die feindlichen Pferde, und jetzt sind sie neben ihm. Ein französischer Kürassierhelm blizt neben ihm auf, ein breiter Säbel funkelt durch die trübe Nacht, — da sitzt ihm schon die Klinge des Manenoffiziers im Gesicht und lautlos räumt der Franzose den Sattel. Den Feind neben ihm haut ein Husar vom Pferd.

Blizschnell wendet sich Hubert um. Da sieht er den Schimmel des Marschalls hoch aufsteigen und gleich darauf in sich zusammenbrechen. Er will wenden, rufen, aber schon reißen ihn die Fliehenden mit sich fort.

Sein Herz bebt in furchtbarer Erregung: Der Marschall gefangen! Er schreit's hinein in den Tumult, aber niemand hört ihn.

Doch da klingen schon wieder Trompetenstöße, Kommandos: „Zur Attacke, marsch, marsch!“

Preußische Landwehrkavallerie ist diesmal dabei. Und nun fallen sie hinein in die flüchtenden Kürassiere. Immer nach links hält Hubert Knorr die Augen gewendet und sucht nach dem Schimmel. Die Dunkelheit läßt fast nichts erkennen. Doch da, da drüben schimmert's hell. Mit zwei, drei Sägen ist er dort.

„He da, hierher!“

Er springt ab, mit ihm ein Manenmajor und ein Husar. Da liegt der Marschall am Boden, und sein Adjutant, Graf Rostiz, steht neben ihm.

„Tot?“ fragt Hubert atemlos.

„Über unter dem Pferd kommt's hervor: „Noch nicht, mein Sohn, ich bin noch nicht fertig mit den Hundsföttern!“

Unter der Mithilfe der Offiziere wird der Marschall aus seiner schlimmen Lage befreit, auf das Husarenpferd gehoben und aus dem tosenden Getümmel gebracht. Der Marschall ist heil und munter, er hat sich nur eine Quetschung der Rippen zugezogen und wettet deshalb die „verfluchtigen Franzosen“ in Grund und Boden.

Hubert Knorr reitet neben ihm, denn dort drüben gibt's keine Arbeit mehr. Langsam trabten die Geschwader zurück, der Marschall mitten unter ihnen. Die gequetschten Rippen schmerzten ihn gewaltig, aber den Mut hatte er nicht verloren. Nach links und rechts sprach er auf die Soldaten ein, bis sein Blick zufällig auf Hubert Knorr fiel.

Er musterte ihn ein paar Augenblicke und suchte sein Gesicht durch die Dunkelheit zu erkennen.

„Sie haben mir beigestanden,“ sagte er, „ich danke Ihnen. Wer sind Sie?“

Hubert salutierte. „Leutnant Knorr vom Ulanenregiment von Litzow, früher bei der englischen Legion.“



Da liegt der Marschall am Boden, und sein Adjutant, Graf Noitz, steht neben ihm.

„So — na, scheinen ja mit den Kerlen da drüben auch noch nicht einig zu sein?“

„Zu Befehl, Excellenz!“

Blücher lachte, aber dann packte ihn wieder der Schmerz, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte. Ringsum knatterten die Gewehre der Scharfschützen unter die Verfolger. Weit hinten bei Wellery fand Blücher, mitten unter Verwundeten, endlich Ruhe. Er zeigte keine Spur von Niedergeschlagenheit, als Gneisenau zu ihm trat. „Wir haben Schläge gekriegt,“ meinte er trocken, „wir müssen es wieder ausbessern.“

Am andern Tag erfolgte der Rückzug, aber auf Wavre. Das hatte Napoleon nicht geahnt, denn er rückte auf der Landstraße nach Brüssel vor, um Wellington anzugreifen.

Rings um Blüchers Heer schwärmte die preußische Reiterei, Husaren und Ulanen. Die Dörfer freilich waren geräumt und die Furiere fanden wenig zu beißen und zu brechen.

Auf der rechten Seite des Heeres trabte der Leutnant Knorr mit vier Ulanen. Die Truppen bekamen, offenbar von verstreuten Franzosen, ab und zu Feuer, und die Ulanen hatten Befehl, saubere Arbeit zu machen.

Eine ganze Strecke weit war Hubert Knorr mit seinen Leuten geritten. Drüben zog der

große Heerwurm der verbündeten Armeen, den er immer im Auge zu behalten suchte und zu dem er zurückzukehren gedachte, nachdem er das kleine Gehölz, das vor ihm lag, auf seine Harmlosigkeit untersucht hatte.

Auf zwanzig Schritte waren die Reiter herangekommen. Sie ritten, von Hubert zur Vorsicht ermahnt, in ziemlichem Abstand auf das kleine Wäldchen zu, als daraus plötzlich ein Schuß krachte und eine Kugel pfeifend an dem Kopf des Offiziers vorbeifuhr.

Mit geschwungenem Säbel preschten jetzt die Reiter in das Gehölz hinein.

Aber soviel sie auch suchten, sie fanden niemand.

„Herr Leutnant, dort!“ rief plötzlich einer der Ulanen. Sie waren mittlerweile auf die andere Seite des Wäldchens gekommen und da sahen sie nun, wie auf einem Feldweg vor ihnen ein kleiner Planwagen, von zwei Pferden gezogen, in rasendem Galopp dahinschoß.

„Den müssen wir haben. Drauf!“ schrie Hubert. Und wie der flüchtige Wind setzten die Reiter dem Gefährt nach.

Ihren sinken Pferden war der immerhin schwerfällige Wagen nicht gewachsen. Bald schoß einer der Ulanen an seiner linken Seite vorbei, machte kehrt und hielt dem zu Tode erschrockenen Kutscher den Säbel unter die Nase. Es war ein uniformierter Lakai, und der Wagen schien ein herrschaftlicher zu sein.

Sogleich hörte man auch schon eine Frauenstimme aus dem Wagen.

„Mon dieu, ce sont des assassins! Nous sommes perdus!“

Da war Hubert Knorr am Wagen.

„Das sind preußische Soldaten, zum Donnerwetter, und keine Mörder!“ rief er wütend. „Aber ihr Kerls habt aus dem Hinterhalt geschossen, dafür wird man euch füsillieren!“

Wieder kam ein angstvoller Aufschrei aus dem Wagen. Mit einem Ruck hatte Hubert Knorr den Vorhang fortgerissen. Aber schon im nächsten Augenblick ließ er ihn totenbleich wieder fallen. Er schwankte im Sattel.

„Verta . . .“ murmelte er wie geistesabwesend.

Die Frau im Wagen schien das nicht zu hören, aber von ihrer Wahrnehmung schien sie befriedigt.

„Ah, un officier!“ sagte sie.

Da hatte sich Hubert Knorr wieder in der Gewalt. Noch einmal glitt sein Blick über die beiden Frauen, von denen die eine die Jose zu sein schien. Und wie ein Blitz durchfuhr es ihn: ist das Verta von Rebenberg . . . ?

In diesen wenigen Sekunden stand all das Leid wieder vor ihm, das sie durch ihre Laune über ihn gebracht. Und wie ein tiefer Groll kam es urplötzlich in ihm auf.

„Reden Sie deutsch, Madame, wenn ich bitten darf!“ sagte er hart.

Die dunkelblonde zierliche Frau mit dem immer noch hübschen, wenn auch trotz ihrer Jugend schon etwas verlebten Gesicht, sah ihn erschrocken an.

„Monsieur, je suis Française!“ sagte sie dann abweisend.

„Trotzdem muß ich bitten, deutsch zu sprechen, Madame de Linges!“ wiederholte Hubert Knorr in scharfem Ton.

Er sah, wie die schöne Frau beim Klang ihres Namens blaß bis in die Lippen wurde.

„Sie kennen mich?“ stammelte sie endlich. Jetzt sprach sie deutsch.

„Zu dienen — Leutnant Knorr vom Alanenregiment von Lüchow!“

Mit einem Freudenschrei fuhr Berta de Linges von ihrem Sitz auf.

„Du bist es, Hubert?! Welch glücklicher Zufall! Ich danke dem Schöpfer, daß . . .“ Mit einer kurzen Handbewegung schnitt ihr der Offizier die Rede ab.

„Lassen wir die Erinnerungen jetzt, Madame. Sie werden mir zum Feldmarschall folgen!“

Sie sah ihn an, als verstünde sie ihn nicht, und um ihren hübschen Mund legte sich ein schmollender Zug.

„Aber, mein Gott, Hubert, ich begreife dich nicht! Ich bin doch auf der Reise nach Frankreich!“

Das Gesicht des jungen Offiziers blieb unbeweglich.

„Das geht mich nichts an, Madame. Aus Ihrem Wagen ist geschossen worden!“

Trotz ihres gut gespielten Erstaunens konnte Hubert bemerken, wie sie erleichtete.

„Geschossen? Hubert, du scherzest! Ich verstehe doch gar nicht mit Waffen umzugehen.“

Diese Behauptung brachte ihn einigermaßen aus der Fassung. Ja sie konnte nicht gut geschossen haben. Und dann, da kam sie wieder über ihn, die weiche, wehmütige Stimmung.

Da war sie ihm wieder zugeführt worden, seine Berta, wie durch eine Fügung des Himmels. Und nun hielt er sie. Aber wenn er sie gehen ließ, was dann? Sie wieder verlieren? Ein graujames Gefühl krampfte ihm das Herz zusammen. Wie, wenn der Marschall von seiner Milde erfuhr?!

Ratlos ging sein Blick über den Wagen hinaus. Da, was war das, da hinten? Da kam ja einer von seinen Alanen getrabt und ein Mann, offenbar gefesselt, lief neben ihm her. Er hob sich im Sattel und schaute hin, noch einmal. Und nun erkannte er ihn — den Chevalier de Linges.

In diesem Augenblick schwand alle Weichheit von Hubert Knorr. Die Frau da vor ihm spielte noch mit seinem Heiligsten, sie konnte

ihn belügen, während er mit knapper Not der Kugel ihres Gatten entgangen war.

Mit einem stahlharten Blick sah er ihr ins Gesicht.

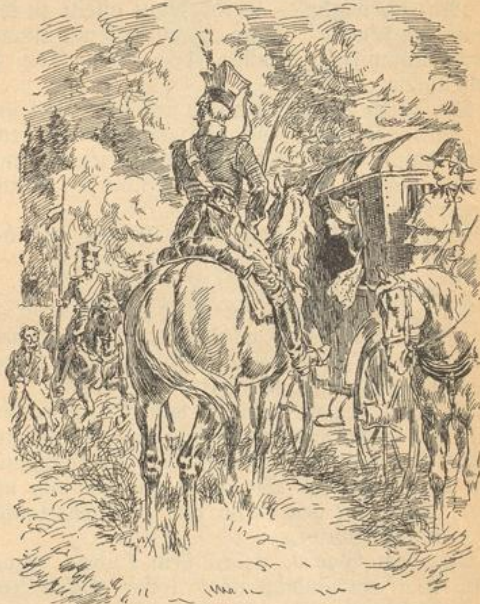
„Nein, Sie haben nicht geschossen, Madame, aber Ihr Gatte!“

„Mein Gatte?“ tat sie erstaunt. „Aber der ist ja gar nicht bei mir!“

„Doch, dort bringt ihn eben einer meiner Leute!“

Mit einem Aufschrei fiel die eben noch so Zuversichtliche auf ihren Sitz zurück und schlug die Hände vors Gesicht. „Ich bin verloren, verloren!“ flüsterte sie.

Ja, es war der Chevalier de Linges. Und fast hätte Hubert Knorr gelacht, als er diese vor der Zeit gealterte, schlotternde Gestalt vor sich sah. Halb scheu, halb trotzig sah der ehemalige Major zu dem jungen Offizier auf. Dann aber begann er sogleich zu schimpfen und



„Mein Gatte?“ tat sie erstaunt. „Aber der ist ja gar nicht bei mir.“

zu drohen, daß man ihn mißhandelt habe. Er werde sich, er, der friedliche Bürger, bei dem Feldmarschall beschweren.

Hubert Knorr würdigte ihn keiner Antwort. „Wie hast du ihn gekriegt?“ fragte er den Alanen.

„War nicht so einfach, Herr Leutnant,“ lachte der über das ganze Gesicht. „Als wir auf den Kasten da losfahren, sah ich abwärts sich etwas im Gebüsch bewegen. Ich schwenkte ab und merkte bald, daß da ein Kerl Fersengeld geben wollte. Hatte ihn aber gleich darauf, und wie

ich die Canaille greifen wollte, wirft sie mir Steine und Erde an den Kopf. Na, ein paar Hiebe um den Schädel mit der flachen Klinge haben sein Mütchen bald abgekühlt — und da hab' ich ihn nun."

"Um, und das Gewehr?"

"Hatte er nicht. Aber Patronen!" Damit beugte sich der Man herab und griff seinem Gefangenen in die Tasche, aus der er eine Handvoll Patronen hervorbrachte.

"Brauchen Sie die auch als friedlicher Spaziergänger?" fragte Hubert Knorr spöttisch.

"Die hab' ich aufgelesen!" sagte der Chevalier frech, und dann wieder aufbrausend: "Wenn Sie mich jetzt nicht unbehelligt lassen, werde ich mich bei Ihrem Marschall beschweren!"

"Deshalb will ich Sie ja grade zu ihm bringen!" gab Hubert kalt zurück.

Die Unverschämtheit, die der Gefangene bis dahin zur Schau getragen hatte, verschwand auf einmal ganz plötzlich.

"Na, ich werde — werde schon allein zu ihm hinfinden können!" sagte er maulend und immer noch krampfhaft bemüht, den alten Ton zu behaupten.

Der junge Offizier wandte sich im Sattel um.

"So lange können wir nicht warten, Monsieur. Und dann wird Ihnen Seine Exzellenz auch gerne erzählen wollen, wie er über — Franktireurs denkt!"

Dem Chevalier traten die Augen aus den Höhlen.

"Monsieur, das ist . . ."

Aber Hubert Knorr hörte ihn nicht mehr.

"Kehrt marsch! Knebelmann, nimm deinen Fang wieder an die Leine. Zwei Mann folgen dem Wagen, einer reitet links. Marsch!"

Niemand wagte mehr zu widersprechen. Die zornigen Augen des jungen Offiziers verkündeten nichts Gutes. Drüben wand sich die Heersäule, auf die strebte der Wagen zu, Knebelmann mit dem Chevalier, den er ab und zu etwas laufen ließ, immer voran.

Aus dem Wagen, neben dem Hubert Knorr ritt, kam ein andauerndes leises Schluchzen. Und so sehr er sich auch gegen dieses Jammern wehrte, es ging ihm doch allmählich auf die Nerven. Verdrossen ließ er sein Pferd im Schritt gehen.

Nach einer Weile streifte sein Blick wieder den Wagen. Berta hatte das Taschentuch in den im Schoß gefalteten Händen und sah aus den leicht geröteten Augen verstohlen zu ihm hinüber.

"Hubert," fragte sie endlich mit verschlagener Stimme, "was wird mit uns geschehen?"

"Ich weiß es nicht," sagte er ausweichend.

"Wir haben doch nichts getan!"

"Bei Ihrem Manne sind Patronen gefunden worden, Madame," gab Hubert Knorr kurz zurück. "Und er ist Zivilperson."

"Nein," sagte sie heftig, "er ist Offizier!"

"Er trägt keine Uniform!"

Hubert Knorr hatte keine Lust, sich auf eine endlose Auseinandersetzung einzulassen.

"Ich habe über die Sachlage nicht zu befinden, Madame. Das Urteil liegt in den Händen des Feldmarschalls."

Bei dem Wort Urteil schrie sie auf.

"Sie werden uns erschießen, o, sie werden uns erschießen!" Dabei brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, in das die Josee womöglich noch lauter einstimmte.

"Hubert, Hubert," schrie sie dazwischen, "du bist so fremd, so grausam. Denk doch an unsere Kinderzeit. Der Himmel hat dich mir heute in den Weg geführt, damit du mich retten sollst!"

Der junge Offizier kämpfte einen heftigen Kampf mit sich selbst. Er kannte des Marschalls rasches Urteil, und die Patronen in der Tasche des Chevaliers waren Beweis genug. Daß man dabei auf Madame besondere Rücksicht nehmen würde, war ausgeschlossen.

Und wieder kam das wehmütige Gefühl über ihn. Da hatte er sein Liebstes nun endlich gefunden, — um es selbst dem Tode entgegenzuführen.

Mit beiden Händen lockerte er den hohen Uniformkragen, siedendheiß wallte es ihm zum Herzen. Da war sie, die er geliebt mit all der Kraft seiner Jugend, mit all seinen Sinnen und nun? Dort drüben, in jener Heersäule erwartete man, daß er seine Pflicht tue, und hier, hier war seine Liebe . . .

Wieder flog sein Blick über die Frau. Liebe? Sonderbar, daß seine Gefühle nicht mehr so heiß, so alles zurückdrängend schienen wie einst. Gewiß, sie war nicht mehr so schön wie früher, sie war eben um zwei Jahre älter geworden. Aber die machen doch gewöhnlich eine junge Frau nur noch schöner. Berta hatte diese Entwicklung nicht mitgemacht. Und was ihn am meisten störte, das war dieser Zug um den Mund, dieser sonderbare, unaufrichtige Zug . . .

"Zum Teufel, Herr Leutnant, was haben Sie denn da gefangen?"

Hubert Knorr fuhr aus seinen Träumereien auf und sah in das lachende Gesicht des Generals Pirch.

"Ich weiß es nicht, Herr General. Die Sache muß untersucht werden!"

Pirch schüttelte den Kopf. "Was soll man mit diesem Paß lange sackeln. Einfach füsilieren, das ist das Beste!"

Der entsetzte Ausschrei einer Frauenstimme antwortete ihm. Aber der General kehrte sich nicht daran. Brummend ritt er zu seinem Truppenteil zurück.

Hubert Knorr erstattete dem Feldmarschall, der sich von seinem Sturz wieder ziemlich erholt hatte, Bericht und übergab auf dessen

Befehl die Gefangenen einem besonderen Kommando mit der Weisung, sie auf das strengste zu bewachen und sie ständig zur Vorführung vor das Standgericht bereitzuhalten. In seiner weichen Stimmung aber ließ er für Verta sorgen, so weit dies unter den obwaltenden Umständen möglich war. Er wollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, so frevelhaft auch diese Frau an ihm gehandelt hatte.

Ob es die Vorahnung einer kommenden Schlacht war oder ob es die Ereignisse des Tages waren, die Hubert Knorr nicht zur Ruhe kommen ließen, er konnte in dieser Nacht kein Auge zutun. Und überdies, zwischen seinen wirren Phantasien tauchte immer wieder das kecke Gesichtchen der kleinen Elsbeth auf in seiner lieben frischen Schönheit. Er wehrte sich gegen dieses Eindringen in seinen Gedankenkreis, hielt sich vor, daß unweit von ihm seine erste und wie er meinte, stärkste Liebe, sich in Qualen der Todesangst winde. Aber immer wieder drängte sich das kecke schöne Gesicht mit den guten braunen Augen in seine Gedanken, und halb befriedigt schlief er endlich ein.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Es regnete in Strömen. In aller Frühe stand das verbündete Heer marschfertig. „Das ist der Alliierte von der Ratzbach!“ lachte eine fast jugendlich helle Stimme und unter dem Jubel der Truppen fauste der greise Feldmarschall vorüber.

Und dann kam der Marsch. Man hörte den Donner des Kampfes von Waterloo herüber. Dort waren Wellington und Napoleon einander in die Haare geraten. Und die Preußen sollten dem Engländer helfen. Bis an die Achsen versanken die Geschütze in dem weichen Boden, die Soldaten spannten sich davor, aber nur schrittweise ging es vorwärts, bis die Kräfte erlahmten. Da setzte er wieder heran, weißhaarig und mit blitzenden Augen: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht; aber es muß gehen. Ich habe es ja meinem Bruder Wellington versprochen, und ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?!“

Wie belebendes Feuer flammte es in den erschöpften Reihen auf; wie ein brausender Orkan rollte das Hurra, die dröhnende Huldigung an den greisen Marschall über das trübe, graue Feld. Alle Müdigkeit war verschwunden. „Biel Glück heut, Vater Blücher!“ klang es jubelnd hinter ihm her.

Um Mittag hörte der Regen auf. Ein Fieber kam über die Truppen, schon tobte der Kampf donnernd vor ihnen und sie brannten, mit dem verhassten Erbfeind handgemein zu werden. Da trafen um vier Uhr die Ersten des Korps Bülow am Wald von Frichemont ein. Es war die höchste Zeit, denn Wellington hatte viel Menschen verloren, teils durch den Feind, teils

hatten seine des Kampfes noch ungewohnten Engländer das Hasenpanier ergriffen.

Und mit einer Wucht, die man den vorhin noch so erschöpft scheinenden Truppen niemals zugetraut hätte, warf sich jetzt der Marschall Vorwärts auf den Feind, die Franzmänner weit über Frichemont hinausjagend.

Die junge französische Garde kam und zerstoß vor dem wütenden Angriff Zietens.

Dann aber kam das Neuzerste: Napoleon schickte die alte Garde gegen den Feind. Schon prallen sie auf die Engländer, die Schlacht steht. Allüberall schmettern die Sturmsignale, das ganze Heer marschiert. Vor seinen Mänen jagt mit geschwungenem Säbel Lützow. Brausender Jubel begrüßt ihn, die Trompeten fallen ein:

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!“



Unter dem Jubel der Truppen fauste der greise Feldmarschall vorüber.

Wie ein Weihelied flogen die getragenen und doch so fröhlichen Klänge über das blutige Feld, alles mit sich fortreißend, begeistert.

Donnernd flogen die Geschwader über den leichenbesäten Boden und mit furchtbarer Gewalt prallen die Gegner aufeinander. Die Engländer und Zieten kommen zu Hilfe, da weicht die Garde. Sie will fliehen, aber festgekeilt in das wilde Chaos vermag sie es nicht. Die Kolben der Landwehr, die Krummsäbel der preußischen Reiterei halten furchtbare Arbeit, bis Luft geschafft ist. Und nun wälzt sich davon, was laufen kann; ein panischer Schrecken ergreift die übermütigen Franzosen. Ihre Angst wird zum Entsetzen.

Schon ist die Schlacht entschieden, der Kaiser ist auf der Flucht. Da nimmt Gneisenau die Reiterei zusammen und in atemloser Jagd fegen die Reiter hinter dem in sinnloser Angst fliehenden französischen Heere drein.

Hubert Knorr hat alle Müdigkeit, alle hemmenden Gedanken abgeworfen. Ganz vorn jagt er mit einer Handvoll Leute. Hinter ihm hallt mächtig und erschütternd ein Choral über das Feld des Sieges: „Herr Gott, dich loben wir!“

Der Siegestaumel ergreift ihn und die Kame-raden.

„Viktoria! Viktoria!“

Die Trompeten blasen aufjauchzend wieder die „Wilde Jagd.“ Und weiter stürmen die Reiter hinter dem fliehenden Erbfeind.

Gegen Morgen kehrten sie zurück, müde bis zur Erschöpfung, aber mit leuchtenden Augen. Wie ein Fieberschauer schüttelte sie die Siegesfreude, und heller Jubel empfing die Kommenden.

Ein Adjutant aus dem Hauptquartier trat zu Hubert Knorr.

„Sie sind Leutnant Knorr?“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Seine Excellenz der Herr Generalfeldmar-schall wünscht Sie zu sprechen.“

Hubert stieg ab, übergab sein Pferd einem Manen und begab sich sofort zu dem Marschall.

In der zerschossenen Stube eines Bauern-hauses in Genappe fand er den alten Helden. Blicher lag in einem notdürftig zusam-mengestopfelten Bett und war offenbar leidend, empfing aber den Eintretenden mit lachenden Augen.

„Guten Tag, mein Sohn,“ sagte er und drückte dem Offizier kräftig die Hand, „na, sind wohl auch noch zu Ihrem Recht gekommen bei den Lumpenkerlen! Na ja, über das Persönliche von vorgestern abend reden wir noch, und im übrigen habe ich meinem Freund Wellington da von Ihnen ein paar Worte gesagt.“

Er machte eine Kopfbewegung nach einem am unteren Ende des Bettes stehenden älteren Herrn, den Hubert bisher übersehen hatte und in dem er jetzt seinen alten Vorgesetzten, den Herzog von Wellington, erkannte.

Der Engländer trat auf ihn zu, schüttelte ihm mit steifer Geste, aber kräftig die Hand und trat wortlos wieder zurück.

„Na ja,“ fuhr Blicher fort, „und da hab' ich eben gehört, daß Sie schon früher ein ver-fluchter Kerl gewesen sind. Und deshalb,“ er kramte auf der Bettdecke herum und fischte ein Eisernes Kreuz heraus, „nun eben, mein Sohn, nimm das nachträglich, bist ja auch unter mir ein tüchtiger Kerl gewesen!“

Fast zärtlich gab er dem völlig Ueberraschten die Hand.

Hubert salutierte und ging zur Thür. Da rief ihn der Marschall noch einmal zurück.

„Sag mal, mein Sohn, du hast doch den Kerl und das Frauenzimmer da eingebracht. Maro-deure, die man wohl am besten sogleich füllieren läßt?“

Verflogen war das Glücksgefühl über die soeben erhaltene Auszeichnung. Wie eine rohe Faust packte Hubert Knorr das Angstgefühl. Er hätte sich dem Marschall zu Füßen werfen und um das Leben der Beschuldigten bitten mögen.

Aber er nahm alle Kraft zusammen und sagte so ruhig wie möglich: „Ich bitte gehorsamt,



Er kramte auf der Bettdecke herum und fischte ein Eisernes Kreuz heraus.

Erzellenz, zunächst die Gefangenen selbst ver-hören zu dürfen. Es könnte sehr wohl sein, daß ihre Schuld gering ist.“

Er sah, wie der Marschall widerwillig zögerte. So gütig der alte Held sonst in Wirklichkeit war, gegen marodierendes Gesindel kannte er keine Nachsicht. Er überlegte eine ganze Weile.

„Meinetwegen,“ sagte er endlich, und das Widerstreben war ihm deutlich anzumerken, „geh, mein Sohn, aber spiele nicht selbst den nachsichtigen Richter.“

Hubert Knorr verstand diese Mahnung in ihrem vollen Ernst.

Draußen heftete er sich das Ehrenzeichen an die Brust und suchte dann nach Berta. Er fand sie inmitten eines Scharfschützenbataillons, und da man sie anderswo nicht hatte unterbringen können, war ihr der Plauwagen belassen worden. Den Chevalier aber hatte man weit entfernt von ihr unter scharfer Obhut untergebracht, um jede Verständigung zwischen den Gatten zu verhindern.

Berta sah dem jungen Offizier mit feind-seligem Blick entgegen.

„Dir allein verdanke ich diesen Aufenthalt,“ rief sie ihm zu. „Ich könnte längst in Paris sein!“

Er ließ sich durch den erregten Ton nicht irremachen.

„Nein, Madame,“ sagte er ruhig, „diese Lage verdanken Sie sich selbst und Ihrem Gatten!“

„Du hättest mich ziehen lassen sollen!“ beharrte sie erregt.

„Ich habe höhere Obliegenheiten wahrzunehmen,“ gab er zurück. „Im übrigen haben diese Auseinandersetzungen keinen Zweck: ich komme auf Befehl des Marschalls, um Sie zu verhören, Madame!“

Mit einem Schlage brach ihr ganzer Stolz wieder einmal zusammen. Sie schluchzte abermals in krampfhafter Weise wie am Tage vorher, und diesmal schien es wirklich echt zu sein, so daß Hubert Mitleid mit ihr fühlte.

„Fassen Sie sich, Madame,“ mahnte er beruhigend, „noch haben Sie nichts zu fürchten.“

Sie schluchzte unter dem Taschentuch hervor: „Immer »Madame, Madame!« Was soll dieser kalte Ton, Hubert? Bin ich dir so fremd geworden?!“

Er fühlte, wie ihn das alte wehmütig-süße Gefühl wieder beschlich. Und dennoch konnte er ein Gefühl der Abneigung nicht los werden.

„Wir sind keine Kinder mehr, Berta von Nebenberg,“ sagte er leise. „Und die Zeit drängt, der Feldmarschall wartet. Sagen Sie mir also, bitte, was Sie zu sagen haben.“

Sie riß das Taschentuch herunter und fuhr fast auf ihn los.

„Was ich dir zu sagen habe? O, mein Gott, Hubert, befreie mich von diesem Scheusal, meinem Mann . . .“

„Madame?!“

Entsetzt war Hubert vor diesem stürmischen Gefühlsausbruch zurückgetreten.

Berta hatte sich rasch beruhigt. Und nun sprach sie weiter, mit einer seltsam müden Stimme.

„Verzeih meine Heftigkeit, Hubert. Aber ich bin unglücklich, so unglücklich. Ich habe mich an einen Glenden verschleudert. Der Kaiser hat ihn wegen Feigheit aus dem Heere gestoßen und ich hab' seine Wut entgelten müssen seit diesem Tage. O, er ist kein Mensch mehr, er ist ein Tier.“

So sehr diese Worte Hubert in einer andern Lage ergriffen hätten, so sehr wurde ihre Wirkung abgeschwächt durch die theatralische Geste, die ihnen anhaftete. Er fühlte sich abgestoßen, er wollte diese Szene rasch zu Ende bringen.

„Aber warum unterstützten Sie ihn bei diesem feigen Mordanfall?“ fragte er unvermittelt.

Sie war plötzlich ganz ruhig.

„Ich weiß nichts davon, Hubert, bei meiner Seltsamkeit, ich weiß nichts davon. Er befahl mir, am Rande des Gehölzes zu halten, bis er wiederkäme. Nach einer Weile fiel ein Schuß und der Deutsche schlug in seiner Angst auf die Pferde ein; das übrige weißt du!“

„Gut. Aber wie kommt es, daß Ihr in der Nähe des preussischen Heeres waret?“

„Wir haben ein kleines Gut ganz in der Nähe von Ligny,“ erklärte sie, offenbar der Wahrheit gemäß.

Aber dann kamen ihr die Tränen wieder.

„O, Hubert, hilf mir. Rette mich vor ihm, er wird mich töten, wenn er mich wieder in seine Gewalt bekommt!“

Hubert knorr sah starr vor sich nieder. Hier konnte er nicht mehr helfen, der Mann war dem Tode geweiht . . .

Mit schonenden Worten teilte er seine Ansicht Berta mit. Sie schien wie von Krämpfen geschüttelt und begann zu schreien. Voll Angst trat er neben sie und faßte ihre Hand.

„Fassen Sie sich, Berta, es wird die beste Lösung sein, — verzeihen Sie das harte Wort. Ihnen wird nichts geschehen, dafür verbürge ich mich. Sie werden mit dem nächsten Krankentransport nach Deutschland zurückgehen und dort bleiben, bis Ruhe im Land ist. Dann können Sie sich aufhalten, wo es Ihnen beliebt. Nur eine Bedingung mache ich: Nebenberg werden Sie nicht wieder betreten!“

Sie hatte aufgehört zu weinen und sah ihn erschrocken an. „Und warum nicht?“

„Ich will es nicht!“ sagte er kurz.

„Und mein Mann?“ fragte sie wieder angstvoll.

Hubert zuckte die Achseln. „Das weiß Gott allein.“

Es trat eine Stille ein und endlich sah sie ihn mit müdem Blick an.

„Ich danke dir, Hubert, für deine Freundlichkeit. Du hast wohl das Menschenmögliche getan. Er hat schwer an mir gesündigt und ich bin mitschuldig. Leb wohl!“

Sie reichte ihm die Hand. Und Hubert erwiderte leicht den Händedruck und hatte keinen Gedanken dabei als den: sie hat keine Macht mehr über dich . . .

Langsam ging er davon.

Als er an der Stelle, wo der Chevalier gefangen gehalten wurde, vorüberkam, sah er eine gewisse Aufregung unter den Leuten. Auf seine Frage teilte man ihm mit, daß der Chevalier einen Fluchtversuch gemacht habe und dabei erschossen worden sei.

So traurig ihn diese Kunde im ersten Augenblick berührte, so vernahm sie Hubert doch mit einem Gefühl der Erleichterung. Es war die beste Lösung für Berta; aber wenn sie auch im Grunde ihr Schicksal verdient hatte, so konnte er ihr doch sein Mitgefühl nicht versagen.

Er ging zum Feldmarschall und erstattete ihm kurz Meldung. Der schien von dem Umstand, daß Berta bei der Sache unbeteiligt war, nicht besonders angenehm berührt.

„Ist immer eine faule Sache, mein Sohn, wenn so 'n Frauenzimmer dabei ist!“

Aber Hubert blieb fest.

„Ich verbürge mich für die Frau, Erzellenz!“
Blücher war indes nicht so leicht zu überzeugen und schließlich mußte Hubert in großen Zügen die ganze Sache erzählen. Der Alte war wütend.

„Eine feine Sorte das, die ihr Vaterland wegen eines Sanskulotten verläßt, Teufel auch! Bestell ihr einen Gruß, mein Sohn, und dazu meine grenzenlose Verachtung!“

Damit war die Sache erledigt. Hubert war wie von einem Alp befreit. Er ging im Lager umher und erstand etwas Obst und sonstige Geware, die der verwöhnten Berta von Nutzen sein konnten, und schickte sie ihr durch einen Soldaten zu. Ihn hatte lediglich das Gefühl des Mitleids mit ihrer Verlassenheit zu diesem Schritt bewogen, und er sagte sich, daß er einer andern Frau gegenüber ebenso gehandelt haben würde. Denn nur Mitleid hegte er noch für Berta von Nebenberg.

Am andern Tag begann der Marsch — der Siegeszug durch Frankreich. An einer Straßenkreuzung überholten die Truppen ein Wägelchen. Es mußte warten, bis die endlose Kette vorüber war. Als die Mänen vorbeirrten, beugte sich ein Frauenkopf unter dem Plandach hervor und sah sich suchend um. Es war Berta, die auf der Fahrt nach Deutschland begriffen war.

Hubert bemerkte sie und trabte neben den Wagen.

„Ich wünsche glückliche Reise,“ sagte er herzlich und bot ihr die Hand vom Pferd herunter.

„Vielen Dank,“ sagte sie und die Tränen standen ihr in den Augen. An ihrem bleichen Gesicht erkannte Hubert, daß sie alles wußte.

Noch ein Gruß mit der Hand, dann sprengte er davon. Ihm war so frei, so leicht auf einmal . . .

Es war ein lustiges Reiten durch das eroberte Land, von Sieg zu Sieg. Dann standen sie vor Paris. Noch einmal warf sich ihnen Vandamme, das „Scheusal im Soldatenrock“, entgegen. Aber er wurde geworfen, zersprengt. Da beugte sich das großsprecherische Franzosentum tief in die Knie vor dem Sieger. Paris fiel.

Zieten rückte am siebten Juli in die eroberte Stadt ein, Hubert folgte mit dem übrigen Heerteil am folgenden Tage. Das war der Friede.

Nun läuteten sie in der Heimat die Glocken und das Land erbrauste in Jubel. Endlich, endlich war der Tag der Freiheit, des Friedens angebrochen!

Eine machtvolle Sehnsucht kam über Hubert Knorr in diesen Tagen der Siegesruhe. Mit Gewalt zog es ihn in das stille Dorf, zu den lieben Menschen und — nun ja, er wäre nicht böß darüber, wenn er auch wieder mal das niedliche liebe Gesichtchen der kleinen Elsbeth zu sehen bekäme. Ob sie ihm noch grollte, ihn

noch einen Ofenhocker schalt, wenn sie das Eiserne Kreuz sah? Er wußte, daß das nicht arg gemeint war, und im Grunde war er ihr dankbar, daß sie ihn aufgerüttelt hatte, daß sie schuld daran war an seinen Kämpfen und Siegen. Auch an dem Sieg über sich selbst . . . Denn das war wohl der größte Gewinn, den er mit heimbrachte, die Erlösung von seinem trüben Sinnen, von Berta. Das hatte er nur Elsbeth zu verdanken. Und in seinen Träumen war sie um ihn; nur daß er von jetzt ab keine rechte Vorstellung mehr von ihrem Gesichtchen hatte, als einen roten, tiefroten Fleck unter dem Näschen. Und dieser kleine rote Fleck war wie eine vollreife Kirsch, nach der einem der Mund wässern konnte. Und da so allmählich die Reisezeit begann, bekam der Mänenleutnant Hubert Knorr auf einmal einen rechten Hunger auf reife Kirsch . . .

Es war an einem warmen sonnigen Spätnachmittag des September, als Hubert Knorr auf der Straße nach Nebenberg dahintrabte. Sein braunes, frisches Gesicht blickte heiter lachend in die Welt. Das Pferd, das man ihm für die Heimfahrt gelassen hatte, war mit Eichenlaub geschmückt und tanzte in munteren Sprüngen über die staubige Landstraße.

Da tauchte hinter einer Bodenwelle der Kirchturm von Nebenberg auf. Hubert hielt für einen Augenblick sein Pferd an und sah versonnen nach dem Zeichen der Heimat hinüber. Dann aber gab er vergnügt lachend dem Köhlein einen Schlag und ritt auf das Dorf zu.

Die Krieger waren schon wohl alle wieder daheim und ihn erwartete kein großer Empfang. Das war ihm recht so, er verlangte nicht danach. Schon sah er die ersten Häuser des Dorfes vor sich, da sprangen plötzlich vom Begrand eine Reihe Buben, die er gar nicht beachtet hatte, auf, sahen ihn erst mit großen Augen an und rannten dann mit Geschrei ins Dorf hinein.

Während er noch über dieses sonderbare Verhalten nachdachte, sah er schon aus den Häusern die Leute laufen, sah, daß noch Laubgewinde und Fähnchen von den letzten Empfängen der Heimkehrenden an den Hauswänden hingen — und da waren sie auch schon um ihn herum, lachten, jubelten ihm zu und drückten seine Hände, daß das Pferd kaum vorwärts konnte.

Ihm wurden die Augen naß; da waren sie alle, der Ortschulze, da kam der Schulmeister mit seinem guten alten Gesicht, und eben trat aus dem Pfarrhaus mit verwundertem Gesicht sein Vater. Aber seine Augen suchten weiter. Und sie fanden. Drüben, ganz sehen in den alten Nebstock am Schulhause gedrückt, die zierlichen Hände wie in bebender Angst über der Brust gefaltet, stand eine feine Mädchengestalt — Elsbeth!

Noch mochte sie nur ahnen, wer der stattliche, junge Offizier sei, da war der Reiter auch schon vor ihr. Mit einem Sprung war er aus dem Sattel, sie sah ein lachendes, glückstrahlendes Gesicht vor dem ihren, und ehe sie nur einen Ton sagen konnte, pflückte Hubert Knorr die roten, reifen Kirschen, nach denen er sich so gesehnt.

„Hubert . . . Hubert . . . du . . .“ stammelte sie in höchster Verwirrung.

Der aber lachte hellauf. „Hab' ich dir nicht geschworen, vor aller Augen die zu küssen, die ich am liebsten hab', kleine Elisabeth?“

Und schon wollte sich der Leckermäulige wieder an die Kirschen machen. Aber da machten sich die andern über ihn her, Vater, Mutter und all die Umstehenden, lachend und jubelnd.

Und die kleine Elisabeth stand immer noch in die Nebenblätter gedrückt und wollte vergehen vor Scham, und wartete doch mit ihrem vor Glück fast zerspringenden Herzen, bis die andern ihn loslassen würden, damit er wieder in ihrem Kirschgarten auf die Schnabelweide gehen könne.

Das tat er denn auch, aber unter vier Augen. Und als vier Wochen später aus dem kleinen Wädel eine junge Frau geworden war, da war sie schier erstaunt über den ungeheuren Appetit, den der neugebackene Chemann aus Feindesland mitgebracht hatte.

ihnen hatte eine Frau, und der Lange hatte auch fünf kleine Kinder wie die Orgelpfeifen. Gehaut haben sie zusammen in einer einzigen Stube, die keines Eigentum war, denn sie war die Armenleutstube im Gemeindegäßel. Der Christian war von der Pike auf Schuster, der seiner Lebtag wohl viele „Stiefel“ gemacht, solche aber, die als Fußbekleidung hätten dienen sollen, die sind ihm wundersesten gelungen, und das war die Ursache, daß er rasch zum Flichschuster herabsank. Das war ein saures Handwerk und trug nicht viel ein. Die fünf kleinen Orgelpfeiflein aber wollten geagt sein, und der Christian war gezwungen, sich mit seiner Frau aufs Tagewerk zu verlegen. Der kurzbeinige Poldl ging mit seiner Alten auch ins Tagewerk aus; und weil er ein gar strebsamer Mann war, ging er auch überdies noch ins Nachtwerk aus. Nicht aber, daß man glauben sollte, der Poldl sei etwa im Stehlen oder Einbrechen herumgegangen — im Gegenteil: er war ein rechtschaffener Mensch und des Dorfes Nachtwächter.

Die zwei hausten, wie gesagt, in einer gemeinsamen Stube und sie lebten miteinander zu öfters in grimmiger Feindschaft. Bald hatten sich die zwei Männer selber beföhdet, bald gerieten sich die beiden Frauen in die Haare, zu allermeist aber waren die Kinder des Christian Ursache der Zwieträchigkeit. Wie oft kamen die hungrigen Rangen dem Poldl über die Brotlade und zehrten all die Sachen auf, die da fürsorglich aufbewahrt waren. Den Poldl hat das dann immer ganz höllisch gewurmt und die Feindschaft war wieder auf der Tagesordnung.

Im Dorf waren zwei Wirtshäuser, die miteinander einen Boten benötigten, der ihnen Gänge verrichtete nach dem zwei Stunden entfernten Städtchen um etliche Bündel Rauchtobak, ein paar Schachteln Zigarren und andere notwendige Dinge, die im Dorf nicht zu haben waren, manchmal aber unverhofft benötigt wurden. Ein solcher Botengang in die Stadt trug einen Silberzwanziger ein, und wenn gelegentlich einer und der andere Bauer einen Auftrag bei einem Amt oder sonstwo zu besorgen hatte, gab es zuweilen ein Extratrinkgeld — heißt das, wenn's ein Freigebiger war; war's ein anderer, dann hieß es nur: „Bergelt's Gott.“ Das ist erstens eine fromme Redensart und zweitens ein billiger Lohn.

Der beindürre Christian war infolge seines langmächtigen Gehwerks zu einem solchen Botengänger wie geschaffen und er war auch der ständige Bote des oberen Wirtes, während hingegen der kurzbeinige Poldl des unteren Wirtes Sachen aus der Stadt heimholte, was aber den langen Christian unfählich wurmte, sintemal er auch den Silberzwanziger des unteren



Unrecht Gut gedeiht nicht.

Ein Geschichtlein von Hans Kerschbaum.

Sie waren zwei arme Schlucker. Der eine, der Christian, war ein langer, krachdürrer Rund'; der andere, der Poldl, war kurzbeinig und rundlich wie ein Weinsäßchen. Jeder von